

*systematischer* Metaphysik — die rein sachliche Überlegenheit des platonisch-aristotelischen Ansatzes strenger aufgezeigt werden; dann würde auch dessen Wiederaufnahme durch die christliche Philosophie des Mittelalters eine adäquatere Würdigung erfahren.

Den stärksten Eindruck macht trotzdem das Ringen mit dem Problem der Geschichtlichkeit. Und dabei wird dessen letzte Radikalisierung durch Heidegger nicht einmal so recht berücksichtigt, der dem Sein selbst („ontologische“) Geschichtlichkeit zuschreibt: Ihr zufolge gehen auch die verdunkelnden und verzerrenden Anschauungen von Sein und Seiendem auf ein Geschick aus dem Sein selbst zurück. Vermutlich werden gerade heutige scholastische Philosophen aus den betreffenden Ausführungen lernen können; die scholastische Methode schärft nicht ohne weiteres den Blick für die im Phänomen der Geschichtlichkeit sich verborgenden, empfindlich ernstesten Fragen. Viel hängt für die Lösung der geschichtstheoretischen Aporien u. E. davon ab, ob man die Geschichtlichkeit (der philosophischen Begriffe, Leitbilder, Systemideen usw.) in ihrer *positiven* Bedeutung sieht: Geschichte eröffnet auch Möglichkeiten von „Entfaltung“, Selbstkritik und Reifung. Womit übrigens die Tragweite der Frage für die *theologische* Reflexion überhaupt noch nicht gesichtet ist (vgl. beispielsweise H. U. v. Balthasar, *Theologie der Geschichte* [Einsiedeln 1950]).

Jeder aufmerksame Leser wird dem Verf. für seinen Beitrag zu einer Neubesinnung auf die Fragen und Aufgaben heutigen Philosophierens Dank wissen. Seine ganz aus der Moderne herkommende und zugleich platonisierende, nicht mehr eigentlich aristotelische und schon gar nicht scholastische Geistesart bringt einen Ton ins Gespräch, der aufhorchen läßt, wie sie ihrerseits dem echten aristotelisch-thomistischen Anliegen sich zutiefst und auf die Dauer kaum verschließen kann.

H. O g i e r m a n n S. J.

Coreth, E., S. J. (Hrsg.), *Aufgaben der Philosophie* (Philosophie und Grenzwissenschaften, IX 2). gr. 8° (210 S.) Innsbruck 1958, Rauch. 12.70 DM.

Die Schrift ist der Theologischen Fakultät Innsbruck zur Hundert-Jahr-Feier ihrer Wiedererrichtung von dem der Fakultät angeschlossenen Philosophischen Institut gewidmet. Sie enthält drei Abhandlungen: E. Coreth S. J., *Metaphysik als Aufgabe* (11—95), O. Muck S. J., *Methodologie und Metaphysik* (97—157), und J. Schasching S. J., *Soziologie und Philosophie* (157—210).

Die Abhandlung Coreths beginnt mit einem „philosophiegeschichtlichen Rückblick“, d. h. mit einer Besinnung auf die heutige Lage der Philosophie, namentlich in Deutschland; aus dieser Besinnung werden die Aufgaben entwickelt, die der scholastischen Metaphysik heute gestellt sind. Am vordringlichsten scheint C. die Begegnung zwischen scholastischer Seinsphilosophie und transzendentaler Methode, wie sie im Anschluß an Maréchal und in Auseinandersetzung mit Heidegger im deutschen und französischen Sprachgebiet schon in bedeutenden Veröffentlichungen tatsächlich vollzogen worden ist. Bezüglich anderer wichtiger Aufgaben sind wir über Ansätze noch kaum hinausgekommen. „Es fehlt uns immer noch das entscheidende Hegel-Werk, das... aus einer Gesamtschau der tragenden Problematik Hegels sein System von innen her bewältigt“ (23). Bezüglich des Neukantianismus käme es wohl nur auf eine Auseinandersetzung mit seinen wissenschaftstheoretischen Arbeiten an. Sprachphilosophie und Geschichtsphilosophie, beide im Zusammenhang mit einer Philosophie des personalen Seins und darum vorzüglich als Metaphysik der Sprache bzw. der Geschichtlichkeit, sind Forderungen der Zeit. Weitere Aufgaben sind die Auseinandersetzung mit der Existenzphilosophie, deren „Hauptwelle“ allerdings „vorüber ist“ (34), mit Husserl, von dessen Wiederkehr man sprechen kann (35), mit N. Hartmanns Kategorienlehre; „die traditionelle aristotelisch-scholastische Kategorientafel... bedarf schon längst einer gründlichen Revision“ (38). Schließlich ist die Auseinandersetzung mit dem dialektischen Materialismus und mit dem Neopositivismus ein dringendes Gebot der Stunde.

Der 2. Teil der Abhandlung C.s bringt einen „methodisch-systematischen Entwurf“ einer Metaphysik. Ausgangspunkt ist die im Selbstbewußtsein gegebene

Seinserfahrung, die apriorische Bedingung der „gegenständlichen“ Erkenntnis (der Sinnenwelt) ist. Die Analyse des Urteils hat ohne Zweifel ihre große Bedeutung; aber, meint C., noch besser könnte die Analyse der Frage als Basis dienen; denn „die Frage ist ursprünglicher als das Wissen und das Urteil“, und die „Frage selbst ist jederzeit fraglos und hat ihre Berechtigung nicht erst auszuweisen, während das Urteil das in ihm gesetzte Wissen ausweisen muß“ (51). Außerdem kann bei der Analyse des Urteils die Frage bestehen bleiben, ob der in ihr entdeckte „Horizont des Seins“ ein bloß vermeinter Horizont ist „oder der wirkliche Horizont objektiv und absolut gültigen *An-sich-seins*“ (54). Darum muß notwendig die unmittelbare Selbstgewißheit des Ich in den Ansatz genommen werden; wenn diese Erfahrung nicht über den bloß phänomenalen Bereich hinausführte, würde auch der Aufweis der dynamisch-finalen Bewegung des Verstandes auf das Sein hin nichts nützen.

Weiter muß auch das Wollen mit in den Ansatz genommen werden; sonst kommt man nicht zum Guten als transzendentelem Merkmal des Seienden. C. versucht dann allerdings, die Zweiheit von Wissen und Wollen auch a priori als notwendig zu begreifen (62—64), gesteht allerdings, daß beide so ursprüngliche Phänomene sind, daß sie nicht eigentlich definiert werden können. Ihre „Zweiheit“ ist „eine ursprüngliche, im letzten nicht mehr rückführbare Gegebenheit“ (62). Weiter versucht C., aus der Eigenart des menschlichen Bewußtseins die Notwendigkeit einer unmittelbaren Gewißheit auch „des Anderen“ nachzuweisen, wenigstens „einer Gesamtheit von Seiendem, das ich nicht bin und das mir als Anderes gegenübersteht“ (70). Aus der Rezeptivität des menschlichen Geistes soll auch die Materialität sowohl des Objektes wie des Subjektes a priori abgeleitet werden (70—80). Schließlich versucht der Verf., aus der Betrachtung des Menschen als eines „strebend dem Werthhaften zugewandten Wesens“ (85) auch den Bezug zur anderen Person, sowohl zu Gott wie zum Mitmenschen, als notwendig abzuleiten. „Unser Welthorizont hat im anderen Menschen seine personale Mitte, ebenso wie der Seinshorizont schlechthin in Gott seine wesenhaft personale Mitte hat“ (92).

Der junge Verf. der 2. Abhandlung, O. Muck, sieht besonders die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Positivismus, der die Methoden der Einzelwissenschaften, namentlich der Physik, für alleinberechtigt hält. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit einer Methodologie der Wissenschaften. Sonst bleibt das Verhältnis von Einzelwissenschaft und Metaphysik unklar und alle Naturphilosophie ein Tappen im Dunkeln. Mit Recht lehnt M. eine „induktive Metaphysik“ als geradlinige Weiterführung der Methoden der Naturwissenschaft ab, ebenso die radikale Trennung beider Bereiche. Aber auch ein einfaches Anwenden der metaphysischen Prinzipien auf die Ergebnisse der Wissenschaft hat, wie M. zeigt, seine großen Bedenken; es wäre nur dann möglich, wenn die physikalischen Theorien im Sinn der realistischen Wahrheitsdefinition „wahrer“ Ausdruck der Wirklichkeit wären; sie sind aber nur Modelle, die gewiß einen Bezug zur Wirklichkeit behalten, aber einen Bezug, der nicht leicht eindeutig zu bestimmen ist. Darum dürfen naturwissenschaftliche Aussagen nicht ohne weiteres in den Zusammenhang der metaphysischen Betrachtung gestellt werden; trotzdem ist eine metaphysische Aufarbeitung notwendig (132).

Die Einheit der Wissenschaft kann nicht dadurch erreicht werden, daß man so tut, als stünden die Aussagen aller Wissenschaften logisch auf derselben Ebene, auch nicht auf transzendental-idealistischem Wege, sondern nur durch „die transzendente Rückführung der Einzelwissenschaften auf die Metaphysik und die Objektivierung dieser transzendental erarbeiteten Einheit“ (157).

Die Abhandlung von J. Schasching geht von einem ideengeschichtlichen Durchblick aus. Im Altertum und Mittelalter sind soziologische Erkenntnisse in philosophische Überlegungen eingeordnet. Aber auch bei vielen Soziologen des 19. und 20. Jahrhunderts steht die Soziologie noch allzusehr unter der Führung der Philosophie, dazu meist einer einseitigen Philosophie, wie des a priori aufgestellten Dreistadiengesetzes bei Comte, oder des Materialismus bei Marx, oder des Biologismus bei Spencer, A. Schäffle und G. Ratzenhofer, oder eines idealistischen Universalismus bei O. Spann. Die Erklärung steht oft vor der Beschreibung, das

theoretische Ergebnis vor den soziologischen Prämissen (174 f.). Andere lehnen eine solche „Universalsoziologie“ ab und wollen die Soziologie zur empirischen Einzelwissenschaft machen, aber Einigkeit hinsichtlich ihres Gegenstandes und ihrer Methode gibt es auch bei ihnen nicht.

Eine absolute Trennung zwischen Soziologie und Philosophie ist jedenfalls abzulehnen. Auf der einen Seite bedarf die Soziologie philosophischer Maßstäbe, um Wichtiges von Nebensächlichem zu unterscheiden und nicht im Stoff zu ertrinken. In diesem Zusammenhang kommt Sch. auf den Wert und die Grenzen der Statistik und der Test-Methoden zu sprechen. Andererseits hat die Soziologie auch ihre Bedeutung für die Philosophie, namentlich für die Naturrechtslehre; sie zeigt, was zeitbedingt in unsern Begriffen und Urteilen ist; ohne Mitarbeit der Soziologie besteht die Gefahr, daß die Naturrechtslehre sich in leeren Abstraktionen verliert (197).

Das Buch will, wie der Titel sagt, nicht so sehr fertige Lösungen vorlegen als vielmehr auf *Aufgaben* hinweisen, die der Philosophie, insbesondere der scholastischen Philosophie, heute gestellt sind. Unter dieser Rücksicht ist es in der Tat sehr reich an Anregungen. Die vielfachen Aufgaben, auf die das Buch hinweist, sind sicher alle bedeutsam, wenn man auch in der Verteilung der Akzente vielleicht hier und da etwas anderer Meinung sein kann. Die Vorbetonung dieser oder jener Aufgaben dürfte damit zusammenhängen, ob man die Weiterentwicklung einer streng wissenschaftlichen Philosophie, mit der man aber naturgemäß nur an eine ganz dünne Schicht von Fachphilosophen herankommt, für die Hauptsache hält, oder eine wohlbegründete und auch für den Nicht-Fachphilosophen überzeugende Lösung der Fragen, die heute weiteste Kreise bewegen. Unter letzterer Rücksicht dürfte z. B. die Auseinandersetzung mit Hegel weniger vordringlich sein, von größter Bedeutung dagegen die Auseinandersetzung mit dem Materialismus und dem unter den Vertretern der Naturwissenschaften so weit verbreiteten Positivismus, oder, positiv gesagt, eine überzeugende Grundlegung der Metaphysik und ihre Abgrenzung gegen die Einzelwissenschaften und deren Methoden. Insofern sind die von den Verfassern gewählten Themen sicher wesentlich.

Der kühne *Entwurf einer Metaphysik*, den Coreth vorlegt, setzt allerdings Leser voraus, die von der Berechtigung der Metaphysik grundsätzlich schon völlig überzeugt sind; ein erstes Heranführen an die Metaphysik, dessen es bei so vielen unserer Zeitgenossen bedarf, wird wohl nüchterner und behutsamer vorangehen müssen. Man wird sich vor allem hüten müssen, die „transzendente Methode“ zu überfordern, wie ja auch C. mehr als einmal auf ihre Gefahren hinweist.

Insbesondere scheint mir der Versuch, die Notwendigkeit einer unmittelbaren Gewißheit des An-sich-Seins von Anderem a priori abzuleiten (69 f.), nicht gelungen zu sein. Es ist eine eigenartige Methode, das Bestehen einer unmittelbaren Evidenz durch Schlußfolgerung beweisen zu wollen; was wirklich unmittelbar evident ist, rechtfertigt sich selbst. So ist selbstverständlich das sinnlich Gegebene *als solches* unmittelbar evident und Bedingung der Erfahrung des eigenen Seins im Bewußtsein. Aber das heißt nicht, daß die unmittelbare Evidenz des *An-sich-Seins* der Sinnesdata Bedingung der Selbstgewißheit des Bewußtseins ist. Wäre es so, dann bliebe auch kein „Raum“ mehr „für erkenntniskritische Abgrenzungen“ bezüglich der Realgeltung der Sinneserfahrung, sondern sie wäre schlechthin absolut gültig. Wäre das An-sich-Sein dessen, was die Sinne uns zeigen, in unmittelbarer Evidenz gegeben, so könnte das unmittelbar Evidente nicht bloß irgendeine unbestimmte „Gesamtheit von Seiendem“ sein, sondern müßte etwas in jeder Hinsicht Bestimmtes sein, d. h. also, es müßten die Sinnesdaten in ihrer ganz bestimmten konkreten Gesamtheit als absolut real angenommen werden. Wie etwas Reales nicht an sich unbestimmt sein kann, so kann es auch nicht unbestimmt oder zum Teil anders, als es wirklich ist, *unmittelbar* erscheinen. Daß irgend eine näher noch nicht zu bestimmende Gesamtheit von Seiendem an sich existiert, darüber kann es im *Denken* eine mittelbare Evidenz geben; Anschauung dagegen gibt stets in jeder Hinsicht bestimmte Gegenstände, und wenn diese Anschauung unmittelbare Anschauung von An-sich-Seiendem ist, dann verliert eine kritische Scheidung von Realem und bloßer Erscheinung ihren Sinn.

J. de Vries S. J.